



Merseburgische Blätter.

Herausgegeben von Kobitzschens Erben.

Siebzehnter Jahrgang. Mittwoch den 27. December.

Bekanntmachungen der Königl. Kreisbehörde.

Die Wohlblöblichen Magisträte und Ortsrichter meines Verwaltungs-Bezirks mache ich auf die durch Amtsblatts-Verordnung vom 31. v. Mts. Nr. 547. veröffentlichte Kirchen- und Haus-Collecte für den Aufbau eines Schulgebäudes für die evangelische Gemeinde Lettschütz in Böhmen mit der Veranlassung aufmerksam, die Haus-Collecte zu eröffnen und die Beiträge bis Ende Januar 1844 abzuliefern. Die Stadtbehörden zahlen die Gelder qu. direct zur hiesigen Königlichen Instituten-Kasse, dahingegen haben die Ortsrichter die Sammlungen zur hiesigen Königlichen Kreis-Kasse mittelst Lieferscheins abzuführen. Der Einreichung eines besonderen Lieferscheins an mich bedarf es nicht, indem ich wie früher durch Circulare die nöthige Controlle ausführen werde.

Merseburg, den 18. December 1843.

Der Königl. Landrath **Gr. v. Keller.**

Mehrere Ortsrichter haben ungeachtet meiner Circular-Verfügung vom 21. v. M. in den für dieses Jahr aufgestellten Urlisten nicht angegeben, unter welcher Gerichtsbarkeit die betreffenden Häuser sich befinden. Da dies mir aber zu wissen unumgänglich nothwendig ist, so veranlasse ich alle diejenigen, welche jene Bezeichnung beizusetzen unterlassen haben, hiermit, sich unfehlbar bis den 3. Januar kom. Jahres in meinem Bureau persönlich einzufinden, um diesen Mangel noch zu ergänzen. Das Gemeindefiegel haben dieselben ebenfalls mitzubringen. Diejenigen, welche bis zu der gesetzten Frist nicht erschienen sollten, haben expresse Voten auf ihre Kosten zu gewärtigen. Gleichzeitig erinnere ich hiermit die Einreichung der noch fehlenden Urlisten unter Festsetzung des letzten Termins bis den 3. k. Mts. mit dem Bemerken, daß nach Ablauf desselben expresse Voten zur Abholung abgeschickt werden.

Merseburg, den 23. December 1843.

Der Königl. Landrath **Gr. v. Keller.**

Der rettende Geisteruf.

(Aus dem Tagebuche eines alten Militärs.)

Es war am Vorabend der Schlacht von Groß-Beerem, als ich mit mehreren Kameraden um ein Divouacfeuer gelagert war. Wir standen auf Vorposten und hatten den Feind auf Schußweite uns gegenüber, aber sorglos warfen wir uns dessen ungeachtet dem Schlase in die Arme, um nach den Mühseligkeiten des vergangenen

Tages die Kräfte zu sammeln, deren wir zu dem heißen Kampfe, der uns an dem folgenden erwartete, so nöthig bedurften. Der Morgen dämmerte bereits, als mein Freund N., der, gleich mir freiwilliger Jäger war und unmittelbar neben mir lag, mich weckte, indem er mich heftig am Arme schüttelte.

„Hörst Du nichts, August?“ fragte er mich, indem er mit ängstlich scheuen Blicken umhersah. „Was soll ich denn hören?“ fragte ich, und

riech schlaftrunken die Augen. „Sollten die Franzosen die Schlacht schon jetzt beginnen wollen?“

„Mir war es,“ erwiderte er, indem er sich aufrecht setzte, „als hörte ich die Stimme meiner Mutter ängstlich meinen Namen rufen.“

„Ach, Du hast geträumt,“ sagte ich; wie sollte denn Deine Mutter, die funfzig Meilen von hier in ihrem Landstädtchen sitzt, jetzt hierher kommen?“

„Ja, Du hast Recht,“ entgegnete R., und dennoch möchte ich darauf schwören, daß ich wirklich die Stimme meiner Mutter hörte.“

„Sie müßte eine merkwürdige Zunge haben oder Du ein wunderbar scharfes Ohr,“ bemerkte ich scherzend, „wenn Du sie auf 50 Meilen weit vernähmst.“

„Laß jetzt den Scherz!“ sagte er, indem er beinahe krampfhaft meinen Arm ergriff; höre nur, sie ruft schon wieder, — schon wieder!“

Und in der That kam es auch mir jetzt so vor, als hörte ich in einiger Entfernung eine Stimme mit dem Tone der Angst: „Heinrich! Heinrich!“ rufen, doch ganz leise und kaum verständlich. Dann aber versank Alles wieder in tiefe Stille. Den Körper auf die Hände gestützt, saß mein Freund in der furchtbarsten Spannung da, eines neuen Rufs gewärtig. Und dieser ertönte auch in der That kurze Zeit darauf, indem der Name Heinrich ganz in der Nähe mit einem so herzzerreißenden Ausdrucke gerufen wurde, daß es mir durch alle Nerven bebte.

„Ich komme, Mutter!“ schrie mein Freund, sprang mit Blitzesschnelle auf, und stürzte dem Gebüsch zu, aus dem der Angstruf zu erschallen schien.

In demselben Augenblicke schlug auf dem Plage, den mein Freund verlassen hatte, eine feindliche Kanonenkugel ein, die ihn unfehlbar in Stücke zerrissen haben würde, hätte er noch an dem Feuer gelegen. — Und dieser einen Kugel folgte kein zweiter Schuß, sondern es schien, als sey der erste, — wahrscheinlich ein Signalschuß — nur zufällig oder zum Spaß auf unser Wachfeuer gerichtet worden.

Das Einschlagen der Kugel hatte die schlafenden Kameraden mit Sand überschüttet und dadurch erweckt, so daß sie sämmtlich auf den Beinen waren, als R. zurückkehrte, und mir mit trüber Miene sagte, daß er nichts mehr gehört, auch keinen Menschen gefunden hätte. Da nahm ich ihn bei der Hand, zeigte ihm das Loch,

welches die Kugel an seiner Lagerstelle gewühlt hatte, und sagte in feierlich ernster Stimmung: „Danke der Fügung Gottes, denn ohne diesen unerklärlich wunderbaren Ruf wärest Du jetzt eine Leiche!“

„O, meine Mutter, ich danke Dir zum zweiten Male mein Leben!“ rief R. in tiefer Rührung aus, und erhob die gefalteten Hände gen Himmel, ein stummes Gebet auf den Lippen.

Verwundert fragten die Kameraden, was vorgefallen sey, und als ich es ihnen erzählt hatte, da wünschten sie R. mit herzlichen Händedrücken Glück zu seiner wunderbaren Lebensrettung, und man sahe es dabei den Meisten an, daß sie sich von dem Gefühle durchschauert fühlten, es habe hier eine geheimnißvoll überirdische Macht gewaltet.

Es giebt Menschen, welche so gern jedes unerklärliche Ereigniß, jede Thatsache, die eine geheimnißvolle Verbindung zwischen einer überirdischen oder geistigen Welt und unserem physischen Leben zu beweisen scheint, auf eine ganz natürliche, oft sogar triviale Weise deuten und auslegen möchten, und sie werden es gewiß auch bei dieser Thatsache versuchen. Sie werden sagen, es sey ganz natürlich, daß Heinrich R. als ein guter liebender Sohn, an dem Vorabend einer zu erwartenden heißen Schlacht mit dem Gedanken an die ferne, zärtlich für ihn besorgte Mutter entschlafen sey; — und eben so natürlich sey es auch, daß er von ihr geträumt, und ihren Ruf zu hören geglaubt habe. — Sie werden sagen: daß es auch mir vorgekommen, als höre ich den Ruf ebenfalls, sey der höheren Reizbarkeit eines plötzlich aus dem Schlafe Erweckten, oder wohl auch der gespannten Stimmung zuzuschreiben, in welcher sich beinahe jeder Soldat an dem Morgen vor dem Beginne einer Schlacht zu befinden pflegt. Sie werden endlich zugestehen, daß wir beide den ängstlichen Ruf des Namens Heinrich wirklich hörten, aber sie werden auch das auf eine ganz natürliche Weise zu erklären wissen, indem nämlich irgend ein anderer Heinrich von irgend einer andern Stimme gerufen wurde, und daß mein Freund Niemand fand, widerlegt diese Ansicht nicht, denn so schnell, wie ein Mensch den andern sucht, kann auch dieser andere sich entfernen.

Zugegeben aber auch alle diese natürlichen Erklärungen eines mindestens sehr zusammengefügten Zufalles, so bleibt doch noch et-

was zu erklären, woran die ganze Kunst solcher profaischen Geisterlängner scheitern dürfte.

Oder sie mögen es versuchen, auf ihre Weise den Zusammenhang zu erklären, der zwischen dem erzählten Ereignisse und dem Briefe bestand, den mein Freund N. einige Zeit darauf von seiner Mutter empfing, und dessen Eingang also lautete:

Marientwerder, den 23. August 1813.

Mein theurer Sohn!

In einer fürchterlichen Angst schreibe ich Dir diesen Brief, um Dich zu beschwören, mich durch einige Zeilen von deiner Hand zu beruhigen, wenn Du noch am Leben bist. Ach, nur zu sehr muß ich fürchten, daß ich Dich zu beweinen habe, denn das entsetzliche Bild, welches ein Traum der vergangenen Nacht mir vorführte, schwebt mir noch jetzt mit solcher Lebendigkeit vor, daß ich es für mehr als einen bloßen Traum halten muß. Höre!

Ich sahe Dich an einer Scheibe befestigt, nach welcher die Feinde ihre Kugeln richteten; bald schlug eine rechts, bald eine andere links neben Dir ein, Du aber bliebst wunderbar verschont. Bei jedem neuen Blitz, der von den feindlichen Geschützen aufstieg, rief ich aus angstbeklommener Brust Deinen Namen, denn es war mir, als müßtest Du die Bande, die Dich fesselten, sprengen, sobald Du den Ruf der treuen Mutterliebe vernähmest. Doch wie ich auch meine ganze Kraft anstrengte, kam doch mein Angstgeschrei, wie es uns in alpdrückenden Träumen zu gehen pflegt, nur als leiser Hauch über meine Lippen, und Du vernahmst es nicht. — Da sah ich, wie ein Geschütz anders gerichtet wurde als bisher; die Kugel mußte Dich durchbohren, das sagte mir mein ahnend Mutterherz, und nochmals die ganze Kraft meiner Brust aufbietend, gelang es mir, laut, mit einem kreischenden Angstschrei, Deinen Namen, mein Heinrich, hervorzustoßen, so laut zwar, daß ich selbst darüber aus dem Schlafe emporfuhr; doch halb noch träumend, halb schon wachend, sah ich noch, wie Du meinen Ruf vernahmst, Deine Bande sprengtest, und in meine Arme flogst; ich sah — ob mit wachem oder träumendem Auge, vermag ich selbst nicht zu sagen — wie in eben dem Augenblicke wieder eine Kugel durch die Scheibe schlug, gerade an der Stelle, wo so eben Dein Herz noch geruht;

doch jetzt war auf das Holz nur noch Dein Bild gemalt; Dich selbst aber hielt ich gerettet in meinen Armen.

Daß Alles nur ein Traum war, muß ich mir jetzt wohl sagen, es war aber ein fürchterlich lebhafter Traum, und ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß Du um eben diese Zeit in einer großen Gefahr geschwebt hast! — Bist Du ihr so glücklich entronnen, wie in meinem Traume? — Der Himmel gebe es! — Aber ehe ich von Dir Nachricht habe, kann ich mich doch nicht ganz beruhigen.

Deine treue Mutter.

Onkel und Nefte.

Don Pablo Tejada, ein reicher, alter, häßlicher Mann in Cordova, hatte sich vor ungefähr zwei Jahren mit Donna Carmelina Arzaya verheirathet, die kaum sechszehn Jahre zählte und unbeschreiblich schön war, weshalb sie denn auch überall, wo sie sich zeigte, von jungen Herren umschwärmt wurde. Außer seiner Frau und seinem Reichthum hatte Don Pablo auch noch einen Nefen, Manuel Belarda, der sein Vermögen schnell durchgebracht hatte, und nun nach dem Grundsatz lebte: mache viele Schulden, so wirst du viel Credit haben. Man kann sich denken, daß die Heirath des Onkels, den er zu beerben gedachte, ihm sehr mißfiel. Er erschien gar nicht mehr in dem Hause desselben, wußte aber den vertrauten Diener Don Pablo's, Antonio, für sich zu gewinnen, und mit ihm entwarf er einen teuflischen Plan. Es wurde Antonio nicht schwer, die Eifersucht des Alten, die schon groß war, noch mehr zu reizen. Er ließ alle Fenster seines Hauses mit Eisengitter versehen, verbot seiner Frau, ein Kammermädchen zu halten, hielt zwei ungeheure Hunde, die Haus und Garten bewachten, und erlaubte seiner Frau nicht einmal, allein in die Kirche zu gehen. Donna Carmelina fühlte sich durch solche Behandlung empört, es kam zu einer heftigen Erklärung und Don Pablo verzagte sich so weit, seine Frau zu schlagen. Sie schrie laut, daß es die Nachbarschaft hörte, und am andern Tage war sie verschwunden.

Die ganze Stadt sprach von der Sache und als Tage und Wochen vergingen, ohne daß eine Spur von der Verschwundenen gefunden war, entstand das Gerücht, Don Pablo habe seine Frau aus Eifersucht ermordet. Das Gerücht

ward so allgemein, daß es der Behörde zu Ohren kam und dieselbe einzuschreiten beschloß. Don Pablo wurde verhaftet und das ganze Haus vergeblich nach einer Spur von dem Morde durchsucht. Im Garten endlich fand man eine Stelle, wo die Erde offenbar vor Kurzem umgegraben war. Man grub da nach und fand auch bald einen weiblichen Leichnam, der von der Größe Donna Carmelina's war, und an der Hand einen Ring hatte, welchen diese zu tragen pflegte. Leider aber fehlte der Kopf. Alle Leute im Hause thaten ihre Unschuld dar; Don Pablo läugnete zwar auch, seine Frau ermordet zu haben, konnte aber nicht bestreiten, den Abend vor ihrem Verschwinden einen heftigen Zank mit ihr gehabt zu haben, und vermochte keine Auskunft darüber zu geben, wie der Leichnam in seinen Garten gekommen. Don Manuel verließ jetzt seinen unglücklichen Onkel nicht, der, gerührt von dieser Theilnahme, seinem lieben Neffen sein ganzes Vermögen vermachte. Don Pablo wurde verurtheilt; schon stand er auf dem Schaffot, schon hatte ihm der Henker den Strick an den Hals gelegt, als ein Reiter daher gesprengt kam, welcher den Befehl überbrachte, mit der Vollziehung des Todesurtheiles einzuhalten. Das Gericht hatte einen anonymen Brief erhalten, in welchem man ihm anzeigte, daß Donna Carmelina keineswegs todt sey, sondern in dem Hause eines gewissen Juan Mejinedo in dem Dorfe Alzorabida lebe. Ein Alcalde machte sich sofort dahin auf den Weg. Das Dorf liegt in einer Schlucht der Sierra Morena und die Bewohner gelten sämmtlich für halbe Banditen. Juan Mejinedo hatte auch bereits wegen Straßenraubes Strafe erlitten. Der Alcalde erschien plötzlich mit seinen Leuten vor dem Hause, das mit Gewalt geöffnet wurde, und in dem man wirklich Donna Carmelina fand, die sogleich mit Mejinedo nach Cordova gebracht wurde. In dem Verhöre erbot sich der letztere, Alles zu gestehen, wenn er die Freiheit erhielte; man versprach es und auf seine Aussage wurde Antonio und Manuel verhaftet. So entdeckte man endlich das teuflische Complot. Man hatte Don Pablo wie der Donna Carmelina einen Schlafrunk gegeben; die letztere war durch den durch Geld gewonnenen Mejinedo in der Nacht fort und nach Alzorabida gebracht worden, wo sie streng bewacht wurde. Später sollte sie ermordet werden, damit man sicher sey.

Antonio und Manuel hatten ferner von dem Gottesacker die Leiche einer jungen Frau gestohlen, die einige Tage vorher gestorben war, ihr den Kopf abgeschnitten, einen Ring Carmelina's an den Finger gesteckt und dann in den Garten begraben. Juan schrieb den anonymen Brief, um sich an Manuel zu rächen, der zu lange zögerte, ihm den versprochenen Lohn zu geben. — Manuel und Antonio wurden zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt, aber Don Pablo freute sich seiner Freilassung nicht lange. Er starb bereits nach zwei Monaten. Donna Carmelina ist jetzt wieder und wie man sagt, glücklich verheirathet.

Schriftsteller und Gläubiger.

Vor einiger Zeit schlich ein Dieb in die Wohnung des Herrn v. Balzac, und suchte da den Schreibtisch aufzubrechen, wurde aber bei dieser Beschäftigung durch ein lautes Gelächter unterbrochen, das aus dem Schlafgemache des Schriftstellers herausschallte. Er drehte sich um, und sah im schwachen Mondlichte den dicken Herrn v. Balzac im Bette sitzen, der sich vor Lachen die Hände in die Seite stämmte. Der Dieb, der sich einmal ertappt sah, faßte ein Herz, und fragte, warum der Herr so außerordentlich lache. „Ich lache,“ antwortete der Schriftsteller, „darüber, daß Sie in der Nacht und ohne Licht da Geld zu finden glauben, wo ich bei hellem Tage nichts zu erblicken vermag.“ — Eine einigermassen ähnliche Anekdote erzählt man von einem deutschen Schriftsteller, von dem man weiß, daß er wenig Geld, aber viele Gläubiger hat. Einer der letzteren machte kürzlich dem Schriftsteller einen eben so frühen als unangenehmen Besuch; Herr . . fuhr auf aus schweren Träumen, und fragte mit so ruhigem Gesicht als möglich: „Sie wollen Geld haben, nicht wahr?“ — „Ja; Sie würden mir einen Dienst erzeigen, wenn Sie mir meinen Wunsch erfüllten. Uebrigens thut es mir leid, daß ich Sie so früh stören mußte.“ — „Beruhigen Sie sich, und haben Sie die Gewogenheit, den ersten Kasten rechts da in dem Sekretair herauszuziehen; nehmen Sie, was Sie darin finden.“ — „Herr . . es —“ — „Nun?“ — „Es ist nichts darin.“ — „Wirklich? So ziehen Sie den Kasten darunter heraus.“ — „Auch da ist nichts.“ — „So bemühen Sie sich noch einmal und sehen Sie links nach.“ — „Auch links sehe ich nichts?“

— „Siegt auch auf dem Tische nichts?“ — „Nein, ich sehe nirgends Geld.“ — „Nun,“ erwiderte der Schriftsteller mit größter Ruhe, „wenn wirklich nirgends Geld ist, so kann ich Ihnen keines geben.“

Etwas aus Napoleons Kinderleben.

Aus seiner Kindheit erzählt Napoleon in seinen Memoiren (Paris, 1834) Folgendes: „Ich erinnere mich noch, unter den mancherlei Mährchen, womit mich meine Wärterin einzuschläfern suchte, daß sie in einer Nacht, da ich durchaus nicht einschlafen konnte und sie nicht in Ruhe ließ, zu mir sagte, „Napoleon, sey ruhig und still, und ich will Dir das Königreich Corsica geben, wenn Du groß bist.“ — „Und Frankreich!“ sagte ich. — „Auch Frankreich dazu.“ — „Und die ganze Welt.“ — „Auch diese sollst Du haben; aber nun sey still und verlange nicht mehr, denn sonst müßtest Du Gott den Vater selbst entthronen.“ Ich war von diesem Gespräch so ergriffen, daß, als sich meine Augen schlossen, ich noch immer für mich wiederholte: Ich werde König von Corsica, von Frankreich und der Welt seyn, so hat mir Saveria (das war der Name der Wärterin) versprochen; aber ich will nichts mehr verlangen, denn sonst müßte ich Gott, den Vater, selbst entthronen wollen.“ — Damit steht Folgendes in Verbindung, was dort ebenfalls erzählt wird: „Ich war außerordentlich wißbegierig; ich wollte die Ursache der Naturwunder, die mich umgaben, und den Zustand des Landes kennen lernen. Meine Fragen setzten meinen Großonkel Lucian oft in Erstaunen, der sich übrigens darin gefiel, in mir ein künftiges Licht der Kirche zu sehen. „Er wird,“ sagte er, „Archidiaconus werden, dieser kleine Napoleon; vielleicht auch Bischof und Cardinal. Und dann sich unterbrechend, fragte er mich: „Willst Du Papst werden?“ Ich aber erwiderte: „Nein, aber König von Corsica und Frankreich.“ — „Nun,“ antwortete Lucian lächelnd, das ist immer etwas.“

Aufopfernde Freundschaft.

Zwei Maurer, Jacques und Pierre, arbeiteten vor nicht langer Zeit an einem großen Gebäude in Paris. Pierre war verheirathet und hatte viele Kinder, Jacques war jung und ledig. Beide standen in den innigsten Freundschaftsverhältnissen zu einander. Eines Mor-

gens standen beide, in einer Höhe von hundert Fuß, auf einer Leiter, die oben am Dache durch einen Strick befestigt war und unten sich auf ein Gerüst stützte. Dieses Gerüst brach plötzlich zusammen, und die beiden Unglücklichen schwebten auf der Leiter an dem Stricke über dem Abgrund. Der Strick war nicht so stark, daß er sie beide hätte tragen können.

„Jacques,“ sagte Pierre zu seinem Freunde, „Einer muß dem Andern weichen, oder wir stürzen beide hinunter. Der Strick wird reißen; wer von uns soll sterben? Laß uns schnell einig werden.“

— „Ich möchte gern noch leben,“ antwortete Jacques. „Ich bin so jung.“

„Ich aber, Jacques, habe eine Frau und sieben Kinder.“

— „Das ist wahr,“ antwortete der junge Mann, der sogleich die Leiter losließ, hinabstürzte und den Tod fand.

Der andere wurde gerettet.

Eine eigenthümliche Art Stiergefecht.

In der guten Stadt Tarifa wird regelmäßig am ersten Sonntage des Monats Juni ein Stier, den man auf jegliche Weise reizt, durch die Straßen geheht. Von dreißig Stunden im Umkreise kommen die Leute zu diesem Feste herbei, in der Stadt selbst bleibt Niemand zu Hause, denn Alle verfolgen den wüthenden Stier mit Geschrei, mit Steinwürfen und kleinen scharfgespitzten Wurfspießen. Der Stier rennt wie toll durch die ganze Stadt, deren Thore man schließt, Straße auf Straße ab — und am Tage nach diesem Feste zählt man auf dem Gottesacker fünf bis sechs frische Gräber, das Hospital hat vierzig bis fünfzig schwer Verwundete aufgenommen, aber darum kümmert sich Niemand. — Sind die, welche das Thier verfolgen, ermüdet, so heht man Hunde hinter ihm her, die er zu Dutzenden zertritt, oder mit den Hörnern zerreißt. Dieß ist der größte Jubel für das Volk; je mehr Blut, desto größer die Freude. Ist endlich das gehehte Thier überwunden, zu Boden gerissen, so wird es zerstückelt, und obwohl das Fleisch für schädlich gilt, so reißt man sich doch um ein Stück davon. Als im Jahre 1781 ein Gouverneur dieses Stierhegen verbot, brach eine Revolution in der Stadt aus, die man nur mit Mühe unterdrückte.

Ein eigenthümlicher Vorfall hat sich dieser Tage auf der Berlin-Anhalter Eisenbahn ereignet. Ein wohlbekannter, angesehener, dem Berliner Handelsstande angehöriger Mann reiste auf derselben nach L. . . . Er befand sich mit noch einem andern jungen Reisenden allein in einem Coupé. Hinter Ludwigsfelde packte dieser plötzlich seinen Nachbar an, und wollte ihn erwürgen; dieser jedoch, zum Glück ein kräftiger Mann, setzte sich zur Wehr. Es begann zwischen Beiden ein heftiger Kampf, dem erst, als der Zug zu Trebbin hielt, durch von Außen kommende Hülfe ein Ende gemacht wurde, wobei es sich denn ergab, daß jener junge Mann plötzlich wahnsinnig geworden war. Er mußte zu Trebbin zurückgelassen und unter Aufsicht gestellt werden. (Nach andern Angaben soll auch ein Offizier sich mit in dem Coupé befunden und der junge Mann zwar durch Geschrei und Gebärden Zeichen des Wahnsinns gegeben, aber keinen persönlichen Angriff auf seine Mitreisenden gemacht haben. Derselbe befindet sich jetzt unter ärztlicher Pflege in Berlin.)

Eine aus Erfahrung bewährte Frostsalbe.

Man nimmt weißes Wachs und recht reines Baumöl, von jedem gleich viel; setzt beides in einen zinnernen Teller auf Kohlen, läßt es schmelzen und rührt es wohl durcheinander; es muß aber nicht so heiß werden, daß es kreischt oder einen sprickelnden Laut von sich giebt. Mittlerweile hält man ein Stück ausgehöhltes Eis parat und gießt die heiße zerlassene Salbe mit einem mal hinein; dann hebt man sie zum Gebrauch auf und schmiert sie auf ein Lämpchen, womit die erfrorenen Stellen belegt werden. Es hilft nicht nur, wenn der Schade erst frisch, sondern wenn man auch schon viele Jahre vorher damit behaftet gewesen ist, und sich bei angehendem Winter meldet.

Resignation.

Wie der Nebel in der Schwebel
Berg' und Thäler überdeckt,
Und in graues Dunstgewebe
Ihren Farbenschmuck versteckt,
Nicht umstrahlt vom Sonnenlicht,
Das durch seine Hülle bricht;

So die Weisheit, die, vom Spiele
Düsterer Phantasie ergötzt

Und im finstern Denkgewähle
Tief in Schwärmerei verfest,
Trägt den Schleier, dicht gewebt,
Von dem Wahn, der sie umschwebt.

Kühn will sie Gott selbst ergründen,
Sie denkt ihn als Absolut,
Das erst kann Idee'n verbinden,
Wenn die Welt ihm Vorschub thut,
Die er dachte doch vorab,
Oh' er ihr das Daseyn gab.

Zu erfassen Gottes Wesen,
Ist der Sterbliche zu schwach.
In der Schöpfung soll er lesen,
Was in Allmacht er vermag,
Wie er stützt das Firmament,
Als sein Ordner und Regent.

Zahllos sieht er Welten kreisen
Durch den Aether sonder Raft,
Und nicht weichen aus den Gleisen
Durch den Druck der schweren Last.
Stammend sucht er zu erspähn,
Wie sie sich im Aether drehn.

Wunderfam kann er die Nerven
Sich erwecken rasch und leicht,
Und im Hirn den Plan entwerfen,
Der sein Werk im Umriß zeigt,
Das mit Fleiß als tadellos
Darzustellen er beschloß.

Nirgends kann sein Aug' entdecken
Mängel in dem Weltgebäu
Und, wo Fehl' und Frevel flecken,
Ist der Mensch von Schuld nicht frei,
Zufall lenkt als Nothgeschick
Oft Gott noch zu seinem Glück.

Sieht der Mensch, Gott offenbaren
Seine weisheitsvolle Macht,
Wird mit Ehrfurcht er gewahren,
Sein sey väterlich gedacht,
Denn durch Freiheit und Verstand,
Ist dem Schöpfer er verwandt.

Die Verwandtschaft soll beherzen
Er in steter Lauterkeit,
Will er nicht den Schatz verschätzen
Innerer Zufriedenheit.
Schnell belobet, schnell verdammt
Des Gewissens Richteramt.

Kindlich bin ich Gott ergeben,
Ihm, der mich als Vater liebt,
Und den Geist nicht, schließt dies Leben,
Der Vernichtung übergiebt.
In ihm und in Wahrheitsstim
Ruie ich vor ihn betend hin.

Eintracht.

Ein Wunsch zum Jahreschluß.
Eintracht ist ein schönes Wort,
Eintracht, Kind der Liebe.

D, daß jeder fort und fort
Ihr ergeben bliebe!
Jeden wird sie hocherfreu'n,
Ob es Sturm, ob's Ruh' wird seyn,
Ob am Himmel Sonnenschein,
Oder ob er trübe.

Reicht in Eintracht euch die Hand,
Laßt in eure Herzen
Freundschaft, Gott und Vaterland
Glüh'n wie Himmelskerzen.
Eins pflegt stets im Herzen gern,
Nie sey euch dies Eine fern:
Mit Gefühl, der schöne Stern,
Balsam fremden Schmerzen.

Vorwärts auf der düstern Bahn,
Ist ein Stern verblichen;
Schwanke auch des Lebens Kahn,
Wenn ein Freund gewichen.
Seyd ihm Fremde, wenn er irrt;
In dem großen Hafen wird,
Wo kein Pfeil des Todes schwirrt,
Eure Schuld gestrichen!

Räthsel.

Drei Worte von sechs Sylben.

Meine Erste ist ein halber Dreifuß,
Meine Zweite ist ein halber Laumel,
Meine Dritte ist nur halb brausend,
Meine Vierte ist nur ein halber Duft,
Meine Fünfte ist nur halb kalt,
Meine Sechste ist nur ein halber Braten;
Wer das Ganze erräth, kriegt 3000 Dukaten.

Auflösung der Charade im vorigen Stück:
Griesgram.

Künftigen Sonntag predigen in der
Schloß- und Domkirche: Vorm. Herr Adj. Baks;
Nachm. Herr Cand. Ulrich.
Stadtkirche: Vorm. Herr Senior Heydenreich;
Nachm. Herr Diac. Schellbach.
Neumarktskirche: Herr Adj. Baks.
Altenburger Kirche: Herr Pastor Wallenburg.

Am Neujahrstage predigen in der
Schloß- u. Domkirche: Vorm. Herr Diac. Langer;
Nachm. siehe die Lieberzettel.
Stadtkirche: Vorm. Herr Senior Heydenreich;
Nachm. Herr Diac. Schellbach.
Neumarktskirche: Herr Diac. Langer.
Altenburger Kirche: Herr Pastor Wallenburg.

Kirchennachr. voriger Woche: (Merseburg.)
Dom. Vacat.

Stadt. Geboren: dem Bürgermeister Seffner ein Sohn; dem Handarbeiter Hindemitt ein Sohn; dem Böttchermeister Voigt ein Sohn; dem Seilermeister Schubert ein Sohn; dem Sattlermeister Bude ein Sohn; dem Mühlknappen und Zeugarbeiter Heise ein Sohn; dem Schornsteinfegermeister Ledig eine Tochter; einer ledigen Person ein Sohn. — **Getrauet:** der Einwohner und Obsthändler Seiffert mit Igfr. Ch. G. Finsch aus Radefeld bei Delitzsch; der Handarbeiter Erbert mit W. Heinicke aus Bedra; der Handarbeiter Kohblank mit M. Ch. D. Beck von hier. — **Gestorben:** der Bürger, Kauf- und Handelsherr Meißner, im 56. Jahre, am Blutschlag; der jüngste Sohn des Fabrikarbeiters Lehnert, 19 Wochen alt, am Keuchhusten; der hinterl. jüngste Sohn des Fabrikarbeiters Martin, 2 Wochen 4 Tage alt, an Krämpfen.

Neumarkt. Geboren: dem Seilermeister Graf eine Tochter; dem Handarbeiter Haase auf hiesigem Werder ein Sohn.

Altenburg. Vacat.

Marktpreise der letzten Woche.

	Zhr.	sg.	pf.	bis	Zhr.	sg.	pf.		Zhr.	sg.	pf.	bis	Zhr.	sg.	pf.
Weizen ...	2	—	—	bis	2	5	—	Gerste	—	27	6	bis	1	—	—
Roggen ...	1	12	6	bis	1	17	6	Hafer	—	17	6	bis	—	23	9

Bekanntmachungen.

(1365) **Vermiethung.** Die innerhalb des Sixtithors befindliche, in die Stadtmauer eingebaute Bude soll vom 20. Februar k. J. ab anderweit vermietet werden.

Zur Abgabe der Gebote darauf ist

Freitag der 29. December d. J., Vormittags 11 Uhr,
zum Termine anberaumt, welcher in unserem Secretariate abgehalten wird.

Merseburg, den 13. December 1843.

Der Magistrat.

(1398) Wiesen- und Hutungs-Verpachtung

Es soll die in der Werderflur bei Merseburg belegene Abtheilung Nr. 25. der sogenannten Gesütswiesen zu 10 Morgen, alternativ mit und ohne die Herbstweide und letztern

Falls diese Herbstweide besonders, auf 6 Jahre vom Jahre 1844 einschließlich ab meistbietend verpachtet werden. Pachtbewerber wollen sich

Sonnabends den 6. Januar 1844,
Vormittags 10 Uhr, in der hiesigen Rentamts-Expedition einfinden, die Bedingungen vernehmen und ihre Gebote abgeben.

Uebrigens werden die 10 Morgen sowohl in 2 Parzellen à 5 Morgen, als im Ganzen ausgebaut. Merseburg, den 20. December 1843.

Königliches Rentamt.

(1400) **Logis-Vermiethung.** In meinem Hause in der Rittergasse Nr. 192. ist ein Logis, bestehend aus 2 Stuben, Kammer, Küche und sonstigem Zubehör, zu vermietthen und kann zu Ostem £. S. bezogen werden.

Gichhorn, Stellmacher.

(1396) **Handlungs-Anzeige.** Vorzüglich schöne französische Catharinen-Pflanzen empfehle ich zu den billigsten Preisen.
Merseburg, den 23. December 1843.

C. W. Klingebel.

(1397) **Nachener und Münchener Feuer-Versich. Gesellschaft.**

Die Herren Deconomen, welche bei mir versichert und noch keine Schilder erhalten haben, ersuche ich hierdurch ergebenst, dieselben gefälligst abfordern zu lassen und zugleich die Police zur Einsicht beizufügen.

Merseburg, den 23. December 1843.

C. W. Klingebel, Agent.

(1399) **Lebensversicherungs-Gesellschaft zu Leipzig.**

Geschäftsübersicht

von 1. Januar bis Ende November 1843.

Zur Aufnahme angemeldet:	490 Personen mit Thlr.	554,700.
Eingenommene Prämie		= 160,700.
Angemeldete Sterbefälle von	53 Personen mit	= 56,400.
Ausgezahlte Dividende		= 17,700.

Dividende für 1844 20 pro Cent.

Jede nähere Auskunft und Annahme von Anträgen durch die Agentur bei
Merseburg, den 23. December 1843. S. W. Serling, Buchdruckereibesitzer.

(1401) **Anzeige.** Alle Sorten Stiefeln, Schuhe und Strümpfe von

Gummi-Elasticum,

welche zum Schutz der Füße gegen Nässe und Kälte mehr als gewöhnliche Lederschuh getragen werden können, werden von mir von jetzt an geschmackvoll und billig verfertigt.

J. G. Hohmuth,

wohnhast auf dem tiefen Keller bei Frau Wittve Saueremann.

Wegen des auf künftigen Montag fallenden Neujahrstags ersucht die Unterzeichnete ganz ergebenst, die etwa für das nächste Stück dieser Blätter bestimmten Bekanntmachungen zc. spätestens bis **Sonnabend Abend** gefälligst einzusenden zu wollen.

Die Redaction.

